

Nr. 21. Posen, den 24. Mai. 1891.

Hertha.

Novelle von Julius Steinbach.

(Nachdruck verboten.)

„Aus den Wolken fliegen die Rebhühner nicht herab, Kurt!“ rief der alte Forstrath Meinhardt einem jungen, hübschen Manne zu, der, die Flinte lässig im Arme, gedankenlos hinschlenderte. „Langsam! Donnerwetter! Du trittst ja den Hund nieder! So wollt' ich doch —“

Die letzten Worte des Forstraths verschlang der Knall seiner Büchse, denn fünfzehn Schritt vor dem jungen Manne flog aus dem hohen Grase eine Kette Rebhühner auf. Einige Sekunden später knallte auch die Flinte Kurts.

„Gefehlt, und wieder gefehlt,“ grollte Meinhardt; „seit einer halben Stunde das sechste Mal. Wo soll das hinaus? Hierher, Diana!“ rief er der Hündin zu, welche das erlegte Huhn apportirte. Unter der Thür des Forsthauses, welches etwa fünfzig Schritt entfernt lag, stand, die Hand vor den Augen, Hertha, die Tochter des Forstraths, und sah nach den beiden Schützen, welche, die Gewehre über die Schulter, schweigend nebeneinander über die Brache der Thüre zuschritten, Kurt lächelnd, Meinhardt grämlich.

„Ich rathe Ihnen, Vetter, Freikugeln zu gießen,“ rief das Mädchen lachend, dem Vater Flinte und Jagdtasche abnehmend. „So werden Sie schwerlich jemals das Vergnügen haben, selbstgeschossenen Wildbraten zu essen.“

„Unsinn!“ rief der alte Meinhardt. „Aufmerksamkeit, ein gesundes Auge und eine ruhige Hand sind die besten Freikugeln. Aber halb schlafend herumgehen, dem Hunde, der das Wild stellt, die Pfoten wegtreten, und dann Pulver und Blei in Gottes liebe, leere Luft hinausblasen, — das ist Unsinn!“

„Aergern Sie sich nicht, lieber Onkel,“ fiel Kurt begütigend ein, während sie über die Hausflur schritten. „Sie wissen, ich bin kein leidenschaftlicher Jäger; jedoch hoffe ich, was ich jetzt nicht leisten kann, wird mich Zeit und Uebung neben Ihnen bald lehren.“

„Aber es giebt keinen Forstmann, der sein Gewehr nicht zu handhaben verstände, und willst Du einst meinen Posten einnehmen, so mußt Du hirsch- und holzrecht sein.“ Damit setzte sich der Forstrath in seinen Lehnstuhl und begann dem Frühstück eifrig zuzusprechen.

Kurt, nachdem er einige Bissen genossen hatte, gesellte sich zu seiner schönen Base, welche an einem kleinen Tischchen mit weiblicher Arbeit beschäftigt war. Ihre Unterhaltung gewann bald jene vertrauliche Färbung, welche zwischen jungen Leuten bei einem, wenn auch entfernten Verwandtschaftsgrade, der diese Vertraulichkeit rechtfertigt, gewöhnlich herrscht.

Kurt, der Sohn eines Stiefbruders Meinhardts, hatte auf einer Forstakademie studirt, um nach seines Onkels Willen, — sein Vater war längst gestorben, — sich bei ihm ferner auszubilden und früher oder später seine Stellung einzunehmen. Während seiner Studienzeit hatte er nur einmal seines Onkels Haus besucht, da seine Mutter, deren einzige Hoffnung er war, ihn nur ungern von sich ließ. Da aber sein Beruf nach Vollendung seiner Studien es unumgänglich nothwendig machte, die erworbenen Kenntnisse praktisch anzuwenden und in Feld und Wald sich neue zu sammeln, hatte er vor einigen Monaten dem wiederholten Rufe des Forstraths folgend seine praktische Laufbahn angetreten.

Die kurze Zeit, welche Kurt in Meinhardts Hause war, hatte hingereicht, um dem lebhaften jungen Manne ein tiefes Interesse für seine Cousine Hertha einzuflößen.

Trotz ihrer Verwandtschaft war die erste Begegnung zwischen Hertha und Kurt nicht frei von jener gewissen Kälte geblieben, welche weibliche Schüchternheit von der einen und das drückende Gefühl der Abhängigkeit in einem stolzen Gemüthe von der anderen Seite hervorbrachte, ein Uebelstand, der erst jetzt nach und nach zu verschwinden begann. Kurt, eine schöne Erscheinung und mit allen Vorzügen der Jugend ausgestattet, welche in Verbindung mit einem lebhaften Geiste und einer lebhaften Unterhaltungsgabe bald für ihn einnahmen, fand in seiner Cousine ein Mädchen, deren frische, muntere, oft in Schalkhaftigkeit ausartende Laune vielfach Stoff zu jenen kleinen Neckereien gab, die oft unvermerkt die Brücke bilden, auf welcher sich die Herzen begegnen. Obgleich von keiner Seite nähere Erklärungen geschahen, so war man doch im Hause geneigt, an ein sich entspinnendes Verhältniß zu glauben, und es lag in dem Umgange Beider ein gewisses Etwas, welches diese Vermuthung nicht Lügen zu strafen schien.

Kurt drängte sich an Hertha mit jener zur Mode gewordenen Sicherheit, in welcher junge Männer es für unmöglich halten, daß der Gegenstand ihrer Bewerbungen nicht dasselbe Gefühl für sie hege. Er zog muthig gegen alle Zweifel zu Felde, welche sich ihm doch zuweilen aufdrängten. Hertha war mit ihrem Verstande und ihrem Herzen in Frieden. Sie würde dem, der ihr gesagt hätte, sie sei in ihren Vetter verliebt, geradezu in's Gesicht gelacht haben, gab aber doch in ihrem Herzen zu, daß er recht wohl zu leiden sei; weiter dachte sie nicht an ihn.

Der alte Forstrath, vergraben in die Holzschlags- und Wildstandsregister seiner ausgedehnten Forsten, störte das junge

Paar in keiner Weise. Er rauchte seine Pfeife und kümmerte sich wenig um die halblauten Zwiegespräche, welche geführt wurden. Nur mit jedem anbrechenden Morgen zog er unerbittlich Kurt mit ins Revier, von wo dieser auch regelmäßig wohl ausgescholten nach Hause kam.

So saß Kurt auch heute, von Hertha nur durch den schmalen Raum des Stickrahmens getrennt, legte ihr Fäden zu ihrer Arbeit zurecht und fügte hin und wieder tadelnde Bemerkungen über die Zeichnung des Hirsches auf dem Stickmuster hinzu.

„Sehen Sie doch nur den unförmlichen Hals und die, dürren Aesten ähnlichen Geweihe des Thieres an," sprach er, mit dem Finger auf die Malerei tippend.

„Gott steh' uns bei!" scholl hier plötzlich die Stimme Meinhardts so grämlich dazwischen, daß Kurt und Hertha erschrocken auffuhren. „Hat man je gehört, daß ein Thier Geweihe trägt? Kurt, mich dünkt, bei Dir rappelts. Wenn das nicht anders wird, so lege nächstens einen Rock von Hertha an und flick und stick mit ihr nach Belieben. Ein Thier Geweihe! Das sind die Folgen des ewigen Stubenhockens, statt daß Du Dir im Walde Raths holtest, was Geweih trägt und was nicht; so aber kannst Du ein Schmalthier ebensowenig von einem anderen Thiere unterscheiden, als ich chinesisch von japanisch, und war ich gestern nicht gleich hinterher, so schossest Du den Hund statt des Dachses. Das kann nicht so bleiben. Entweder lerne oder — Na ich will nicht fluchen!"

„Aber, lieber Vater, Vetter Kurt nahm ja das Wort Thier im allgemeinen Sinne," sprach Hertha in besänftigendem Tone.

„Ja, ja — in Eurer Art zu sprechen hat jedes Ding zwei Namen. Du magst meinetwegen einen Hirsch Pudel nennen, aber der junge Herr könnte das besser wissen. Uebrigens" — und hierbei sah er seine Tochter scharf an, „wie kommt es denn, daß Du Dich zu seiner Vertheidigerin aufwirfst?"

Hertha bog sich, um ihr Erröthen zu verbergen, tief auf ihren Stickrahmen. Kurt spielte verlegen mit der Scheere und stach sich die Hände blutig. Der alte Forstrath packte seine Schreibereien zusammen und ging kopfschüttelnd in sein Arbeitszimmer.

Die beiden jungen Leute saßen eine Weile einander schweigend gegenüber. Endlich brach Hertha die Pause.

„Ernsthaft, lieber Vetter, der Vater hat einerseits Recht. Sie müssen trachten, sich jene Dinge eigen zu machen, auf deren Kenntniß er so hartnäckig besteht."

„Aber, liebes Cousinchen," erwiderte Kurt in etwas kläglichem Tone, „thue ich denn nicht alles mögliche, um mich zum Waidmann zu stempeln? Mit Aufopferung meiner selbst habe ich mich dazu bequemt, Tabak zu rauchen und wie ein Rohrwolf zu essen. Um vier Uhr Morgens wate ich in entsetzlich duftenden Stiefeln mit dem Onkel durch Thau und Nässe, mit einer Ausdauer, die ich selbst nicht begreife; ja ich habe, wie ich glaube, sogar schon versucht zu fluchen."

„Das ist's nicht, was der Vater verlangt," nahm Hertha das Wort, wider Willen über die Verzweiflung Kurts lächelnd; „vor Allem Ihre Unkenntniß der waidmännischen Terminologie und Ihr schlechtes Schießen ist es, was ihn aufbringt."

„Ach wenn er nur wüßte, welche entsetzliche Menge Schrot ich auf meinen letzten Schuß setzte, um nur ja nicht zu fehlen. Aber ich glaube beinahe selbst, ich bin behext. Ich mag hinhalten, wie ich will, ich schieße doch vorbei."

„Am Ende müssen wir doch zu den Freikugeln greifen!" sagte Hertha neckend.

„Meinetwegen zu Satanskugeln, wenn's nur hilft!"

„Der Unterschied, lieber Vetter, ist so groß nicht, denn ohne die gutmüthige Hilfe des alten Höllenfürsten kommen solche Kugeln nicht zu Stande."

„Ich muß zu meiner Schande gestehen," fuhr Kurt fort, „daß ich von einer Freikugel nicht mehr weiß, als ich im Freischütz gesehen. Der Mystizismus der alten Waidgenossenschaft ist unter den jungen Jägern so unbarmherzig verhöhnt und verlacht, daß man nur dann von all' den schönen Kunststücklein noch profitiren kann, wenn einem alten verwitterten Forstjungen bei einem Glase Wein das Herz aufthaut und seine Zunge redselig wird. Können Sie darüber nähere Auskunft geben?"

„O, mit solchen Dingen kann ich aufwarten. Unser alter Niklas, dem ich als Kind besonders zugethan war, kramte diese seine Wissenschaft oft Abends im Gesindezimmer aus, und unter der horchenden Schaar seiner Zuhörer fehlte auch ich nicht. Auch ist der Mystizismus bei weitem nicht so selten geworden, als Sie glauben, nur hat er sich jener Klasse zugewendet, deren beschränktere Geistesbildung noch mit Vorliebe die düstere unheimliche Seite des Jägerlebens aufnimmt, und ich selbst muß gestehen, daß in den alten Sagen, die sich von Generation zu Generation forterben, unendlich viel Poesie liegt, welche auch auf uns, denen die hellere Gegenwart sie uns als das, was sie eben sind, als Märchen betrachten läßt, ihre Wirkung nicht verfehlt. Der beständige einsame Aufenthalt in Haide und Wald, die vielfachen Täuschungen, denen unsere Sinne besonders des Nachts daselbst unterworfen sind, mögen die Grundursachen all' dieser Dinge gewesen sein, und ich halte dafür, daß unter Allen, die dem Aberglauben ergeben sind, der Jäger in Rücksicht auf seine Lebensweise der Entschuldigung am würdigsten ist. Freilich, und ich möchte fast sagen leider ist das schon jetzt alles anders geworden. Von der einziehenden Aufklärung sind jedoch auch zwei Dinge mit verdrängt worden, die ich ungern vermisse: die Frömmigkeit und die innige Neigung der alten Jäger für ihren Stand. Ihr jungen Forstleute seid dürftige, farblose Erscheinungen gegen jene immer seltener werdenden Gestalten. Der Waidmann nach dem alten Schlage liebt seinen Wald; es ist ihm der liebste Aufenthalt, zuweilen Weib und Kind. Oft, wenn der Frühling die dunklen Hochwälder mit frischem Laube kleidete und der weiche Moosboden sich mit den ersten Blüthen schmückte und durch die grünen sonnigen Baumwipfel der helle Finkenschlag weithin schallte, sah ich alte, stämmige, wettergebräunte Jäger andächtig die Mütze ziehen und so fromm beten, als ständen sie vor dem Altare. Er grüßt die Bäume, die vor seinem Auge aufwachsen wie alte Bekannte, indeß Ihr mit dem „Handbuch der Forstgeometrie" oder mit den „Tafeln zur kubischen Berechnung der Rundhölzer" in der Hand höchstens hinaufschaut, um zu schätzen, wie viel der alte Baum Holz geben mag.

„Und so weiter, mein kleiner Professor," unterbrach Kurt den Redefluß Herthas, mit großer Gewandtheit ein kleines Gähnen unterdrückend; „wie ist es denn nun aber mit den Freikugeln?"

„Diese," fuhr Hertha fort, „werden als ein Mittel betrachtet, unfehlbar zu treffen, und vorzüglich, um den Bann des Waidmännleins, der Ihnen ziemlich bekannt zu sein scheint, aufzuheben."

„Könnte es bei mir nicht vielleicht ein Waidweiblein sein?" frug Kurt.

„Ihre Witze und Ihre Schüsse haben eine merkwürdige Aehnlichkeit," bemerkte Hertha ein wenig trocken. „Das Gießen von Freikugeln ist übrigens hinreichend im Freischütz beschrieben und Niemandem fremd. Haben Sie eine solche Kugel im Rohr, so brauchen Sie blos ins Blaue zu halten, sagen dann: ins Teufels Namen, und drücken los, worauf das gefeite Blei sein Opfer selbst findet."

„Bravo," rief Kurt lachend. „Drei solcher Kugeln wären im Stande, mir des Onkels gänzliche Liebe zu gewinnen. Ich werde beim nächsten Vollmond gießen."

„Glaube kaum," neckte Hertha. „Meines Wissens waren Sie noch nie des Nachts im Walde, und wer weiß, ob sich Ihnen nicht das Haar ein wenig sträubt, wenn Sie allein, mit dem Bewußtsein, den Gottseibeiuns zum Gehilfen zu haben, an einem Kreuzwege stehen."

„Wenn ich wüßte, daß Sie nicht scherzten, so würde ich, nur um Ihnen zu beweisen, daß Sie an meinem Muthe mit Unrecht zweifeln, hinaus gehen. Allein jedoch ist mir die Sache zu langweilig, und offen gestand.n, wäre es auch kindisch, sich mit all dem tollen Spuktrödel abzugeben. Kugeln brauche ich jedoch jedenfalls, und will meinetwegen, des Spaßes halber, mir solche auf einem Kreuzwege gießen."

„Topp!" rief das muthwillige Mädchen. „Ich bin eine große Freundin von derlei Dingen, und wenn Sie glauben, mich einzuschüchtern, so haben Sie wieder einmal fehlgeschossen. Ich bin die Tochter eines Jägers und mehr als einmal machte ich allein nächtliche Spaziergänge im Walde; wenn wir nun schon das Abenteuer unternehmen wollen, so bin ich dafür,

den ganzen närrischen Hokuspokus gleichfalls mitzumachen. Also meinetwegen morgen hinter dem Garten im Föhrenwalde, wo sich die beiden Pirschsteige kreuzen!“

„Ich werde Sie beim Worte halten, Hertha!“ rief Kurt und ging, denn der alte Meinhardt rief zum dritten Male nach ihm.

Der bestimmte Abend war angebrochen und unter Lachen und Neckereien wurden die Vorbereitungen zu dem nächtlichen Abenteuer getroffen. Der Forstrath ging dem Fürsten den Plan zu einem großen Fasanengehege vorzulegen und sollte erst des anderen Tages zurückkehren. Die Abenteurer hatten demnach freie Hand. Um elf Uhr zogen Beide, Kurt mit Kugelform, Blei und Feuerzeug versehen, Hertha, den blonden Lockenkopf in ein dichtes Tuch gehüllt, den Nachtthau abzuhalten, nach dem nahen Kreuzwege.

Der Vollmond goß sein helles Licht über den schweigenden Wald, dessen tiefe Stille nur dann und wann durch den Ruf eines Nachtvogels oder das Grollen eines Hirsches unterbrochen wurde. Kurt sammelte dürres Reisig, und nach einigen Minuten brannte ein helles Feuer, dessen milde Wärme die Fröstelnden wohlthätig anhauchte.

„Ich denke, wir lassen den gespenstischen Kreis ganz weg“, sagte Kurt lachend.

„Nicht,“ widersprach Hertha. „Sind wir närrisch genug gewesen, hierher zu gehen und uns mit allem Nöthigen zu schleppen, so müssen wir auch den Scherz so ausführen, als ob es uns Ernst damit wäre. Ziehen Sie immer den Kreis. Ich will einstweilen das Feuer schüren und die Gießkelle aufstellen.“

Während Kurt die Kohlen ordnete, schmolz das Blei in der Kelle, und nach wenigen Minuten war die erste Kugel gegossen.

„Eins —“ rief Kurt mit komischem Pathos, den Kaspar aus dem Freischütz parodirend, fuhr aber in demselben Augenblicke so heftig zur Seite, daß er das flüssige Blei in den Sand verschüttete. Eine Eule, durch den Schein des Feuers gelockt, war ihm hart an dem Gesichte vorübergeschwirrt.

Ein muthwilliges Lachen Herthas war die Folge seines Erschreckens, und selbst mitlachend suchte er das erkaltete Blei aus dem Sande. Der kleine Unfall erhöhte die muntere Laune Beider. Das knisternde, helle Feuer warf seinen vollen Schein auf das in jugendlicher Frische blühende Gesicht Herthas, die emsig Holz nachlegte. So war man zur vierten Kugel gekommen.

Ein leichter Wind bewegte flüsternd die Wipfel der riesigen Eichen und Föhren, und in dem Vorholze gegenüber begann es zu knistern und zu brechen.

„Jetzt wird der wilde Jäger kommen!“ sprach Kurt, die Gluth neu anfachend. Der Mond trat hinter eine Wolke.

Drüben rauschte und knackte es stärker.

Kurt bückte sich, um die fünfte Kugel zu gießen, als ein greller Aufschrei Herthas ihn erschreckte.

Diese stand, das Gesicht mit beiden Händen verbergend, heftig zitternd neben ihm; vor dem Feuer, von der rothen Gluth scharf beleuchtet, eine Flinte auf der Schulter, ein junger Mann in grünem Ueberrock, ein blutiges Tuch um die Stirn geschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Gebildet oder erzogen?

Von Gerhard von Amyntor.

Man spricht so oft von gebildeten und ungebildeten Leuten und ahnt meistens gar nicht, wie unhaltbar der Eintheilungsgrund der Bildung ist, denn zu den wahrhaft, d. h. vollkommen Gebildeten kann man doch nur die philosophisch geschulten Köpfe rechnen und es läuft in Deutschland selbst manche Excellenz umher, die von den Gedankenthaten eines Kant, Schopenhauer oder Nietzsche gerade so viel weiß, wie ein Affe vom Champagner oder ein Franzose von der Geographie. Unter den philosophisch Geschulten können aber hinwiederum nur diejenigen für eigentlich Gebildete gelten, die nicht staarmäßig die ihnen vorgedachten Sätze nachplappern und sie so zu Dogmen erheben, welche ihrer Einseitigkeit gerade Genüge thun, sondern die aus eigener Ideeninitiative zu einer eigenen Weltanschauung gelangen und so im Stande sind, gelegentlich auch einmal ein Orakel eines Kant, Schopenhauer oder Nietzsche überlegen zu belächeln.

Wie selten sind aber solche Geistesaristokraten! Ihre winzige Anzahl verschwindet fast völlig in der ungeheuren Herde von Plebejern, die sich alle selbst für gebildet halten und denen die Gesellschaft auch das Prädikat der Bildung unbedenklich zuerkennt. Du lieber Gott! was diese Gesellschaft für Bildung hält, ist meist nichts anderes, als die leicht erlernte Fertigkeit, mit Anstand eine Verbeugung zu machen oder auf glattem Parkett nicht auszugleiten.

Man sollte lieber im betreffenden Falle von erzogenen und unerzogenen Menschen reden und man würde dem Wesen der Sache, die man im Auge hat, ein gut Theil näher kommen. Es sind auch allemal die durch Erziehung gewonnenen Formen, die Jemanden uns in erster Linie sympathisch und den Verkehr mit ihm erwünscht machen. Und da kann ich dem Volke der Denker und Dichter den Vorwurf nicht ersparen, daß es in den breiten Schichten seines Mittelstandes, der sich mit Vorliebe als Erbpächter und Züchter der sogenannten Bildung rühmt, noch vielfach eine erschreckliche Formlosigkeit darstellt, eine Unerzogenheit, wie wir sie bei gleichgestellten Leuten des englischen oder französischen Volkes nur äußerst selten antreffen. Man gehe in das erste beste Wirthshaus und beobachte, wie der deutsche Kleinbürger, der Handwerker, der Durchschnittsmensch, sein Mahl einnimmt. Fast ausnahmslos führen diese gewiß ehrbaren und achtungswerthen Leute das Messer zum Munde, richtiger, so tief in den Mund, daß der Beobachter immer besorgt ist, der Speisende könne sich einmal den Mundwinkel aufschlitzen. Es giebt nun Geschmacksplebejer, die sich mit einem geringsten Maße akademischer Bildung brüsten zu dürfen wähnen und mit souveräner Verachtung denjenigen der Kleinlichkeit bezichtigen, der an einem so formlosen Essen Anstoß nimmt; solche sich für gebildet haltende „Rauhbeine“ sind eben selber unerzogen und daher, im höheren Sinne, auch ungebildet; denn das Wort „Bildung“ bezeichnet immer eine Totalität der Schulung und zu dieser gehört als conditio sine qua non auch die Schulung in guten äußeren Formen. Einen noch so grammatikfesten Homer-Uebersetzer, der seinen Zeigefinger etwa als — Zahnstocher benutzt, kann man unmöglich als gebildet gelten lassen.

Wer nun aber den Einwand machen wollte, daß die Verbannung der Messerklinge aus dem Munde eine ganz willkürliche Anstandsregel sei, an der sich nur die vornehmen, wissenschaftlich meist weniger leistenden, aber dünkelhaften Leute zu erkennen pflegen, der würde eben beweisen, daß er selber auch wissenichaftlich ungebildet ist und von den Gesetzen der Diätetik keine Ahnung hat. Ein mit der eisernen Klinge zerlegter Fisch, ein mit ihr geschälter Apfel, eine mit ihr zerschnittene Kartoffel — es sind Vorstellungen, die einem mit Verständniß und Würde speisenden Zweihänder Schauder erregen und die letzte Spur gesunder Eßlust vertreiben können! Und die scharfe Eisenklinge, vielleicht mit Säuren geätzt, dicht über die Lippen und an der beweglichen Zunge hin und her geführt — man denkt dann immer gleich an den Wundarzt, der irgend einen Schaden in der Speiseanstalt eines solchen plebejischen Omnivoren auszuflicken gerufen wird. Möchte sich doch jeder mit allerlei politischen Reformplänen gesättigter Gleichheitsschwärmer davor hüten, seinen vielleicht erklärlichen Haß gegen Höherstehende auch gegen die feineren Formen zu richten; wer die vernünftigen Lebensregeln erzogener Menschen als Junkerei oder albernen Firlefanz verachtet und wider dieselben zu verstoßen für gut befindet, der will die Gleichheit dadurch erreichen, daß er alle Menschen zu — Borstenthieren macht.

Eine andere, wohl nur in Deutschland geübte Formlosigkeit besteht im Betreten sauber gehaltener Zimmer mit vorher nicht genügend gereinigtem, bei Regenwetter durch den Koth der Straßen getragenem Schuhwerk. Ja, ich habe deutsche Frauen gesehen, die mit Gummischuhen, an denen noch „jedes Bodens Unterschied“ haftete, cavalièrement in den Salon irgend einer Freundin eindrangen und dort auf den Teppichen kleine Rittergüter von Sand und Lehm ablagerten. „Ach, Thekla, Du entschuldigst wohl, wenn ich nicht erst meine Galoschen abgelegt habe . . . ich bekomme sie immer so schwer wieder an . . . ich will nur auf einen Augenblick vorsprechen . . .“ Aus dem Augenblicke werden natürlich sechzig Minuten, und in dieser Zeit ist vor dem Polsterstuhl, auf welchem die gummibeschuhte Dame geruht hat, ein kleiner Chimborasso von Straßenschmutz entstanden, den aber die Abschiednehmende so großmüthig ist, gänzlich zu übersehen. Man sollte aus Bequemlichkeit doch niemals Anderer Zimmer verunzieren; wer in seine Galoschen nur hinein und nicht wieder heraus kann, der sollte bei regnerischem Wetter lieber gar keine Besuche machen. Eine französische Dame würde eine derartige Gemüthlichkeit einer besuchenden Freundin für eine offene Kriegserklärung nehmen; die Bewohnerin eines Salons in London bekäme in gleichem Falle vor Schreck Krämpfe oder sie klingelte nach dem Diener.

Ein junger Mann, — so erzählt man — der Jahre lang sein Mittagsmahl immer nur in Kneipen letzten Ranges hatte einnehmen können, gerieth durch einen boshaften Zufall einmal an die Tafel eines kleinen deutschen Fürsten. Gewohnheitsmäßig rieb er mit dem Mundtuche erst seinen Teller ab und verwunderte sich baß, als ihm der Lakai den Teller fortnahm und gegen einen anderen vertauschte. Wieder fuhr er mit seinem Tellertuche über das fein gemalte Porzellan und zu seiner Bestürzung wurde ihm wiederum der also behandelte Teller fortgezogen und durch einen neuen dritten ersetzt. Endlich merkte er, — die anderen Gäste waren schon längst am Speisen — daß, wenn er fortführe, durch sein Verhalten Anlaß zu fernerem Telleraustausch zu geben, er wahrscheinlich gar nichts zu essen bekommen würde; so stellte er denn seine gewohnheitsmäßigen Reinigungsversuche ein und flugs hielt ihm der dienstfertige Lakai die leckere Fischschüssel zum Zulangen unter die Nase. Es zeigt dies, wie vorsichtig man mit der Uebertragung seiner in kleinlichen Verhältnissen angenommenen Gewöhnungen in gut erzogene Kreise sein muß.

So habe ich oft ein ganz merkwürdiges Verhalten Solcher, die in den Formen nicht ganz sicher waren, an Festtafeln beobachten können. Die Hausfrau hat achtzehn Personen um ihren Tisch versammelt. Der einzige aufwartende Diener, der mit dem Herumreichen einer Schüssel bei der Hausfrau oder bei einem besonders bevorzugten Gaste begonnen hat und nun der Reihe nach weiter anbietet, kommt zu Herrn X., einem aus kleinstädtischen Verhältnissen hierher verschlagenen Gaste mit altfränkischen Manieren und lästig übertriebener Höflichkeit. Herr X. bemerkt, daß neben ihm noch eine junge Dame sitzt, die noch nicht bedient worden ist; er zögert daher, zuzulangen, und giebt dem Diener einen Wink, erst zu jener Dame zu gehen. Den ungeduldigen Blick der Hausfrau, der dem Diener zublinzt, die Reihenfolge nicht zu unterbrechen, wird er in seiner provinzialen Unschuld gar nicht gewahr; er weigert sich hartnäckig zuzulangen und besteht darauf, daß erst der jungen Dame angeboten werde. Daß durch diese unliebsame Verzögerung der Bedienung die noch nicht versorgten übrigen Gäste nur um so länger warten müssen und daß sie dem Vertreter einer so rücksichtslosen Höflichkeit im Herzen schon zu grollen beginnen, davon ahnt der Biedere eben so wenig; nach längerem Hin- und Herreden, in das sich endlich nun auch die Hausfrau, aber vergeblich, mischt, giebt zuletzt der Klügere nach, d. h. in diesem Falle, der Diener geht erst zu der jungen Dame, kehrt von ihr wieder zu Herrn X. zurück und nun erst kommen die Anderen an die Reihe, die sich möglicherweise jetzt mit einer bedenklich abgekühlten Speise begnügen müssen. Es ist keine Höflichkeit, wenn man als Gast dem aufwartenden Dienstboten in Beziehung auf seinen Dienst unberufen Vorschriften ertheilen will; in einem geordneten Haushalte hat die Hausfrau schon vor Beginn der Mahlzeit dem Diener die Art und Weise, wie er umherreichen soll, vorgeschrieben, und der Takt erfordert, daß sich der Gast dieser Anordnung unweigerlich zu fügen hat; jeder aus gutgemeinter Höflichkeit unternommene Versuch, diese Anordnungen zu verbessern, ist nichts anderes, als eine Unhöflichkeit gegen die Hausfrau und die anderen Gäste, ein Verstoß gegen die wirklich feinen Formen.

Ich habe Deutsche beobachtet, die als Gäste andere Gäste zum Zulangen aufforderten, und dieser Ungeheuerlichkeit machten sie sich nur in der durchsichtigen Absicht schuldig, um ihr eigenes Zulangen dadurch zu maskiren. Eine Schüssel mit einladendem Konfekt steht auf der Tafel: sie ist schon einmal herumgereicht worden. Herr X., der gar zu gern noch eine Süßigkeit naschen möchte, aber nicht den Muth findet, ohne Weiteres noch einmal zuzulangen, geräth nun auf den lächerlichen und taktlosen Ausweg, diese Schüssel zu erfassen und sie rechts und links, ganz unberufen, anzubieten. Nachdem die heimlich verwunderten Nachbarn gedankt haben, bedient er sich selbst, scheinbar nur, um sich nicht ganz vergeblich bemüht zu haben, und stellt dann die Schüssel wieder auf ihren Platz. Das spöttische Lächeln der anderen Gäste bemerkt er gar nicht. Er hat, ohne es zu ahnen, den gröbsten Verstoß gegen die alte Regel begangen, daß das Recht, zum Zulangen aufzufordern, einzig und allein dem Gastgeber zusteht.

Derselbe Herr X. läßt sich nach Tische einer Dame vorstellen die, ihren Kaffee nippend, im Nebenzimmer in einem Schaukelstuhle Platz genommen hat. Die Dame, der diese Art Sessel unbequem wird, ist gerade aufgestanden, um sich einen festeren Ruheplatz aufzusuchen. Herr X., der sich einbildet, daß die Dame seinetwegen ihre Bequemlichkeit aufgegeben habe, deutet auf den Stuhl und sagt mit lauter, die ihm vermeintlich zugedachte Ehre energisch ablehnender Stimme: „Aber, bitte, gnädige Frau, behalten Sie doch nur Platz!“ Er begreift nicht recht, warum ihn die, seiner Ansicht nach, so höflich Behandelte befremdet, fast ein wenig verweisend, ansieht und ihm im ganzen Laufe des Nachmittags mit ängstlicher Geflissenheit so weit wie möglich aus dem Wege geht. Der Mann hat sich durch diesen einen Schnitzer eben als unerzogen entpuppt, und das ist weit schlimmer, als wäre er nur wissenschaftlich ungebildet, denn mit wissenschaftlich ungebildeten Leuten können wir, sobald sie nur gute Formen haben, ganz leidlich verkehren — jeder Tag, jede Stunde unseres Lebens beweist uns das, — mit unerzogenen Leuten aber laufen wir alle Augenblicke Gefahr in unangenehme Konflikte zu gerathen. Die Vernachlässigung der guten Formen oder die Unkenntniß derselben stellt im gesellschaftlichen, amtlichen und geschäftlichen Verkehr mit Recht weit empfindlicher bloß, als irgend ein Mangel an wissenschaftlicher Bildung, denn universelle Bildung ist eine rara avis unter den Menschen, auch unter denen, die sich mit Vorliebe „die Gesellschaft“ nennen, Erzogenheit aber gestattet immer den Rückschluß, daß der Betreffende eine gut überwachte Kinderstube genossen, und wenigstens Herz und Gemüth gebildet habe. Und wer möchte nicht lieber mit einem verbindlich-liebenswürdigen Manne, wenn dieser auch kein Griechisch gelernt hat, zu thun haben, als mit einem gelehrten Flegel, der Dir die Kerne der Kirschen, die Du ihm vorsetzest, auf Deinen Teppich speit? —

Heiteres.

Aus Dr. A. Römer's „Schelmenspiegel der Internationalen Kunstausstellung“ einige Proben. Zu Arnold Böcklins Susanna im Bade:

„Fürwahr, das ist ein gewichtiges Weib,
Nein, diese Fülle — welch ein Leib!
Allein den linken Unterschenkel
Hat sie von ihrem jüngsten Enkel.
„Susanna im Bade“ — ei, ei!
Nun, schließlich ist nichts dabei.
Wer kann für das Ueberraschen?
Die Hauptsach': Sie hat sich gewaschen!
Suse, liebe Suse,
Was raschelt denn so?
's ist der alte Schäker,
Il te frappe le dos!

Franz Stuck: Lucifer.

O, Kinder, nicht zu dichte 'ran,
Das ist der finstre, schwarze Mann!
Wir wollen den Lorbeer des Schreckens ihm weihen,
Dem Bild die médaille — d'horreur verleihen.

* * *

Treffend. „Verdammte Bestien“, ruft wüthend ein Sonntagsjäger, der fortwährend auf Hasen schießt, ohne daß einer liegen bleibt.

„Da können Sie lange schimpfen, Herr Baron,“ meint boshaft der Oberförster, „die fühlen sich halt nicht getroffen!“

* * *

Ein Schlaukopf. Unteroffizier (in der Instruktionsstunde): „Die Bedeutung der Wörter Menage und Fourage habe ich euch bereits klar gemacht — nun, Müller, was ist aber Bagage?“

Soldat (herausplatzend): „Ein Schimpfwort, Herr Unt'roff'zier!“

Probe. „Lieber Freund, ich will Dir sagen, wie Du darüber ins Klare kommen kannst, ob Amanda als Frau für Dich paßt oder nicht. Bei Eurem nächsten Beisammensein sagst Du: „Mein Fräulein, können Sie das Räthsel lösen: Was geht auf?“ Antwortet sie: „der Mond“, so schlage sie Dir aus dem Sinn; sagt sie aber: „der Kuchen“, dann ist sie eine gute Hausfrau und für Dich die rechte Partie!“

* * *

Vor dem Kriminalrichter steht ein neunjähriger Knabe, welcher mit älteren Diebesgenossen einen Einbruch verübt hat. „Unglückliches Kind,“ sagt der Richter, „wie kommt es, daß Du so früh schon an einem Verbrechen theilgenommen hast?

„Det is sehr eenfach. Vader war an dem Dage krank, ufschieben ließ sich det Jeschäft nich, und um den Ollen zu beruhigen, sagte ick: Rege Dir nich uf, ick werde Dir vertreten.“

* * *

Der galante Diener. Dame: Johann, was haben Sie denn mit meiner Zahnbürste gemacht? Die ist ja ganz schwarz!

Johann: Stiefel geputzt, gnädige Frau.

Dame: Sind Sie des . . .

Johann: Gnädige Frau haben einen so kleinen Fuß, daß die anderen Wichsbürsten alle zu groß sind.

* * *

Er weiß es! Lieutenant (instruirt über die „Gefahr“): Plümecke, wenn Sie sich in dem oberen Zimmer eines Hauses aufhalten, und dort dringt zu Ihnen eine Uebermacht hinauf, so daß Sie zum Fenster hinausspringen müssen — wo befinden Sie sich dann?“

Soldat: In der Luft, Herr Lieutenant!“

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.